

**Bei anderen gelesen:**

Dieter Simon

**Westliche Theorie - Östliche Realität  
Drei Szenen aus der deutsch/deutschen Wissenschaft**

(Alle Ähnlichkeiten sind kein Zufall)

**Aufbruch der Idealisten**

Als Modell kann das politische System dienen. An seinen Figuren wird schneller deutlich, was gemeint ist.

Politische Karrieren sind Machtkarrieren. Deswegen enden sie nur ausnahmsweise in allseitigem Einverständnis. Mit Verabschiedung in gerührter Stimmung und einmütigem Wechsel auf das Altenteil. Meist geht es anders. Ein Ministerpräsident wird gestürzt und quält sich verbitterte Segenswünsche auf seine Nachfolger ab, bevor er in der Versenkung verschwindet. Ein Generalsekretär streckt seinen Kopf zu häufig und allzu ehrgeizig aus der Deckung und wird zum Zwecke der Dekapitierung in die Provinz verschickt, wo ihn die Vasallen herumschubsen. Ein Fraktionsführer wird nicht wiedergewählt. Der Versuch, ihn nutzbringend zu versorgen, enthüllt, daß sich niemand von ihm einen Nutzen verspricht. Solche und ähnliche Typen gibt es auf verschiedenen Ebenen der Macht häufig. Für alle gilt in der Regel: *they never come back*. Es sei denn, es gibt eine große Wende. Dann ist die Regel außer Kraft, und die schon Abgehalfterten werden noch einmal aufgezümt. Sie erhalten eine zweite Chance, und einige zeigen tatsächlich erst bei dieser Gelegenheit so richtig, was in ihnen steckt.

In der wissenschaftlichen Welt gilt das politische Modell nur sehr eingeschränkt. Professoren und solche, die es werden wollten, sind anders. Sie stürzen nicht. Sie bleiben stecken, verdorren langsam im Labyrinth der Wissenschaft, ohne daß dies öffentlich sonderlich auffiele oder gar zum Gegenstand engagierter Erörterung gemacht würde. Das ist nicht so gerecht, wie es scheint. Es bleiben nicht immer und nicht nur die Schlechten auf der

---

<sup>1</sup> Abdruck mit der freundlichen Genehmigung des Autors und der Redaktion aus: *Transit. Europäische Revue*, Heft 9, 1995, S. 159-168. Frankfurt/M., Verlag Neue Kritik.

Strecke. Daß dem so wäre, gehört zu den Legitimationslegenden der Universität. Soziale Intelligenz und einflußreiche Lehrer kompensieren manchen Mangel an Begabung. Fortune tut ein übriges. Wenn die drei Lehrstühle des Faches von drei Vierzigjährigen besetzt sind, muß man - falls kein Unfall nachhilft - 25 Jahre auf eine Chance warten.

Der Gewinner ist häufig nicht besser als der Verlierer. Aber in der Regel sind es doch die Minderbemittelten, die zurückfallen; die Fußkranken und Bedächtigen, die am Wegrand lagern; die müden Wiederkäufer und Uninspirierten, denen die Provinz Schicksal wird.

Sie alle haben mit der Wende die große Chance erhalten. Häufig war sie zu groß für die geringe Fassungskraft der Begünstigten. Deren Auftritte im Osten hallen bis weit in den Westen. Da wurden jetzt Arbeitszimmer eingerichtet, als zögen langverbannte Prinzen aus den Abstellkammern der Vergangenheit in wohlverdiente Paläste. Unhabilitierte Sitzenbleiber eigneten sich von heute auf morgen den Habitus des Großordinarius von vorgestern an. Der Sozialfall als verkanntes Genie. Frischgebackene Anfänger nutzten die Gunst der großen Stunde für Forderungen, die auch von Scheelsucht nicht geplagte Ministeriale erbleichen ließ. Ausgebrannte Heimwerker kostürmierten sich als Fackelträger der Freiheit und berechneten den Osis die Kosten. Die zahlten. Mit Westgeld aus dem Westen.

Die Westtheorie besagte, daß die Besten und von diesen wieder die Idealisten nach Osten ziehen würden. Gelegentlich war das so. Kein kundiger Beobachter würde dies bestreiten. Aber wenn heute auch hintere Ränge völlig geräumt sind, wenn noch die drittklassigste Begabung aus dem Wartestand erlöst wurde und sich mit souveränem Schulterklopfen als Kollege zu erkennen gibt, wo sie bestenfalls zum Taschenträger bestimmt schient - wenn dies so ist, dann hat offenbar die Praxis die Theorie erschlagen.

Konsultiert man jene Idealisten, die meist längst (und gramgebeugt unter der Anstrengung, eine nichtbürgerliche Gesellschaft aushalten zu müssen) die Heimreise angetreten haben, hört man Geschichten aus einer fremden - offenbar eher vorübergehend vergessenen als vergangenen - Welt. Histörchen von Selbstberufungen, passivem Widerstand und aktiver Verweigerung, von Talaren und Amtsketten, von „Magnifizenzen“, die gleichwohl nichts Großes machen, von „Spectabilitäten“, denen jedoch Ansehnlichkeit fehlt, von farbenfrohen Wicks, Einzug und Auszug, Auerbachs Keller und Wiederbelebung der großen Tradition.

**Welcher Tradition?**

Die von 1949 bis 1989 kommt nicht in Betracht. Die von 1933 bis 1945 auch nicht. 1945 bis 1949 wurden keine Traditionen begründet. 1918 bis 1933 auch nicht. 1914 bis 1918 war Krieg. 1871 - 1914? So weit wird man

schon zurückgehen müssen. Erstaunlich, was nach hundert Jahren noch alles erinnert wird. Das kollektive Gedächtnis ist gut.

Sehr gut allerdings nicht. Denn sonst würden die Idealisten auch anderes erinnern können. *Ethos* etwa, *Dienst z.B.*, *Zusammenarbeit* auch und *Pflicht* vielleicht. Aber davon hört man nichts.

Die Ost-Universitäten seien zu erneuern. Das war gesamtdeutsche Prämisse. Die Forschung solle gestärkt werden und die Freiheit des Denkens und Lehrens Einzug halten. Erneuerung von oben war freilich nicht attraktiv. Mit dem Staatsregiment sollte es auf alle Zeiten vorbei sein. Selbsterneuerung und Autonomie klangen unvermeidlich viel besser. Doch wie erneuert sich selbst, wer nie autonom war? Wo doch schon autonom geborene Körperschaften sich nicht erneuern können - will man sie reformieren, dann müssen sie, wie man bei den Franzosen lernen kann, neu gegründet werden. Eine Antwort auf die Gretchenfrage, wie die verbal Reformwilligen mit diesem Münchhausen-Syndrom umgehen könnten, wurde nie gesucht. Die Absicht zu suchen, hätte allerdings die gemeinsame Überzeugung vorausgesetzt, daß fundamentaler Erneuerungsbedarf bestehe. Diese Überzeugung war aber nur dem Westen eigen. Im Osten dachte man überwiegend mehr an den Wegfall ungeliebter Kurse und lästiger Verpflichtungen im gesellschaftlichen Bereich. In den besten Fällen vielleicht an einen Neubeginn auf dem *dritten Weg*.

Wenn der Osten von „Erneuerung der Universitäten“ sprach, meinte er also dasselbe wie der Westen, wenn der vor der Wende von der dringenden „Erneuerung der Universitäten“ faselte: Reform auf der Grundlage des bestehenden, „im Kern gesunden“ Alten; die immanente Verbesserung; das Ende der Ablenkungen und Bevormundungen jeder Art unter Rettung aller Besitzstände und Seilschaften. Die alten Zöpfe als Münchhausens Zopf.

Voreilig wurde vergessen, daß es nicht Studenten und Professoren gewesen waren, die seinerzeit auf den Straßen der *Heldenstadt* „Wir sind das Volk“ skandierten, daß nicht Professoren und Studenten auf der Mauer am Brandenburger Tor tanzten, sondern wirklich das Volk (ostdeutsch: die Volksmassen). Es wurde übersehen, daß die Universität jener gesellschaftliche Raum gewesen war, in dem der DDR-Sozialismus seine deutlichsten Gewinne eingeheimst hatte. Den Herrschenden wurde eine Revolution zugemutet.

Als man sah, daß es so nichts werden würde, war es schon zu spät. Hastig begann man mit der Reform von außen und oben, um sich nicht den Vorwurf der Wehrlosigkeit gegenüber Altkadern zuzuziehen. Universitätsgründer sprossen reichlich aus westlichem Boden. Daß, wer Universitäten grün-

den will, nachdenken und nicht nur rechnen können muß, blieb beiseite. Daß, wer plant, auch rechnen können muß, ebenso.

Der Preis der Hast war der alte Hut. Einfallsarmut und der Hinweis auf den bekannten *Sachzwang* - hier: studentischer Bedarf nach Unterricht; „kein Semester darf verlorengehen“ (ein angesichts der üblichen westlichen Studienzeitvergeudung offenbar besonders heftig gefühlter Zwang) - ersetzte die Konzepte. Ruinen aus dem Westen als kostspielige Modelle für den Aufschwung.

Die überkommenen Insassen der Hochschulen (Ost) halfen tatkräftig mit. Die schweigsame Toleranz des Beginns, die Solidarität der Ehemaligen verschwanden. Sie verwandelten sich langsam - vor allem bei der Musterung jener, die schließlich unbeschadet den Gauck-GAU überstehen würden - in die Neigung zum kaltblütigen Genossenmord. Was übrigblieb, ist nicht der Rede wert. Man sagt mir: Wo gehobelt wird, da fallen Späne. Das hat man auch in den 50er Jahren ostwärts, bei der Vertreibung nicht Linientreuer, öfter lesen können.

Am Ende errichten die beidseitigen Vereinigungsgewinnler im Osten die Universitäten der Zukunft: sie gleichen der maroden Universität des Westens wie ein Ei dem anderen. Und obendrein sind beide Eier faul.

### **Anfertigung einer Bilanz**

Theorievergleiche sind keine einfache Sache. Das ist nicht gerade eine Neuigkeit.

Schon Theorien, die nur aus wenigen Sätzen bestehen, kommen nicht ohne zahlreiche und komplexe Prämissen aus. Diese müssen genau aufgeschlüsselt und in den Vergleich einbezogen werden. Sonst erfährt man nichts über die Reichweite der zu vergleichenden Theorien, und ihr Erklärungswert kann nicht gegeneinander abgewogen werden.

Die Schwierigkeiten wachsen, wenn ausgreifendere Theorien auf dem Prüfstand stehen. Etwa „Gesellschaftstheorien“, die beanspruchen, eine gegenwärtige Gesellschaft total zu erfassen und zu erklären - und womöglich ihre weitere Entwicklung vorherzusagen. In solchen Fällen wird die Theoriearchitektur voraussetzungs- und unvermeidlich verwickelt. Schnelle Kommunikation scheint nicht möglich. Ist sie dennoch erforderlich, kommt es zu wechselseitiger Übermittlung von Kürzeln, dann zum Austausch von Schlagworten, schließlich zur Konfrontation von (politisch aufgeladenen) Parolen.

Dem Westen war dieser Sachverhalt längst geläufig. Dem Osten nicht weniger. Es schien zweckmäßig und in beiderseitigem Interesse, das aus der Vergangenheit bekannte Modell nicht mehr zu favorisieren. Von langen, öffentlich kaum interessierenden - und wie zu vermuten war: im Dissens endenden - theoretischen Diskussionen konnte man sich nichts versprechen. Also einigte man sich für den gemeinsamen Umgang mit der wissenschaftlichen Vergangenheit (nur der DDR, denn schließlich war sie der BRD beigetreten und nicht umgekehrt!) auf pragmatische „Bilanzen“.

„Bilanz“ klingt angenehm ökonomisch. Außerdem trocken-empirisch. Es geht weniger um komplizierte Theorien als um Fakten-Listen. Soll und Haben. Wer wissen will, was bleibt oder sogar bleiben soll, muß zunächst deklarieren, was war.

Den Naiven schien dies eine Aufgabe der DDR-Wissenschaft zu sein. Denn eigentlich mußte die am besten wissen, was sie getan und was sie nicht getan hatte. Der Westen hatte keine Einwände. Das allzu rosige Schöngerede der Unverbesserlichen würde man durchschauen und korrigieren. Die Herrschaft über die „Beschreibung“ fiel, wie nicht anders zu erwarten, dem Westen zu.

Das Ergebnis war überraschend. Die westlichen Auftraggeber mochten die Beschreibung nicht akzeptieren. Sie fanden, die gelieferten Texte seien nicht wirklich deskriptiv. Es handele sich eher um moralisch und vorwurfsvoll angehauchte politpropagandistische Auslassungen, die mit der alten DDR-Realität wenig gemein hätten.

Die DDR-Bürger bestanden hartnäckig auf der Richtigkeit ihrer Darlegungen. Zwar könne man einräumen, daß nicht immer alles so verwirklicht worden sei, wie es beabsichtigt war, so daß den „Deskriptionen“ ein gewisser normativer Kern nicht abzusprechen sei. Aber: das sei ein Umstand, der mehr oder minder jeder Schilderung von normativen Sachverhalten anhafte. Wenn ein Westdeutscher etwa den „Rechtsstaat“ beschreibe, dann liefere auch er damit zunächst nur die Skizze einer Absicht, die man so in der Realität nicht verwirklicht finde. Darüber sei sich jeder im klaren. Man bringe diesen Umstand gegebenenfalls in einer späteren Kritik an der realen Existenz der Einrichtung zur Sprache.

Den Westfrauen und Westmännern leuchtete das nicht wirklich ein. Aber sie fanden, daß sich an dieser Stelle ein Zwist nicht lohne. Lieber wollten sie die Sache selbst in die Hand nehmen und die erwünschten Bilanzen in eigener Regie erstellen.

Als sie ihre Papiere abgeschlossen hatten, baten sie die östlichen Mitarbeiter um eine kollegiale Kritik und um den Nachtrag entsprechender Ergänzungen. Die Ostkollegen taten sich schwer. Sie wollten nicht unhöflich sein,

zumal ihnen ohnehin gelegentlich bedeutet wurde, wieviel sie dem Westen zu verdanken hätten. Aber sie erkannten sich in den Texten nicht wieder. Nicht nur, daß diese in einer Sprache verfaßt waren, die den Ostlesern über große Strecken als ein abstoßendes und kaum begreifliches Kauderwelsch erschien. Was sie da als „Beschreibung“ lasen, verfehlte obendrein meilenweit ihre lebendigen Erinnerungen und Erfahrungen. Schließlich hatten sie, wie sie betonten, „dort gelebt“, sollten also in der Lage sein festzustellen, wie schief ihre Vergangenheit hier auferstand.

Als die ersten amerikanischen Ethnologen bei den Hopi auftauchten, bemühten sie sich um genaue Beobachtung und fertigten umfangreiche Berichte an. Man darf vermuten, daß auch die Hopi nicht zögerten, ihren an der Begegnung nicht beteiligten Genossen ausführlich zu berichten. Über die Berichte der Hopi ist nichts bekannt, da sich nicht gedruckt wurden. Die Berichte der Amerikaner können heute als Hypostase der Befangenheit gelesen werden - wenn man sie denn überhaupt noch lesen will. Immerhin haben sie die amerikanische Gesellschaft beeinflusst. Den Hopi haben sie allerdings nichts eingebracht.

Sollte man so auf eine Bilanzierung der Ostwissenschaft völlig verzichten? Das wäre nicht zweckmäßig gewesen, denn schließlich konnte nur aufgrund dieser Bilanz entschieden werden, ob das, was geblieben war, bleiben sollte oder nicht. Im Hinblick auf die faktischen Herrschaftsverhältnisse votierte man „einstimmig“ für „Westbilanz“. Die „Ostbilanz“ wurde der östlichen Historiographie anheimgegeben.

Ob sie jemals Möglichkeit und Gelegenheit zum Schreiben finden wird, ist freilich nicht gewiß.

Sprachverhältnisse konstituieren die gesellschaftliche Realität. Ein richtiger Marxist kann das nicht akzeptieren. Das darf man selbst dann nicht von ihm erwarten, wenn man im übrigen bereit ist, ihn als solchen zu tolerieren.

Ist er klug genug, ist das nicht weiter schlimm. Er kann sich in der Welt, die nach dem *linguistic turn* unter anderem auch mit der Konventionalität der Sprache lebt, ohne weiteres zurechtfinden. Ob es nun *richtig* „Erziehung“, „Lehre“ oder „Unterricht“ heißt, wird ihm schon der Anpassung halber gleichgültig sein - so gleichgültig wie die Frage, ob er „Hähnchen“ oder „Broiler“ serviert bekommt. Er wird weder da noch sonstwo darauf beharren, daß eine Sache eine andere ist, weil sie anders heißt - und umgekehrt. Im besten Fall, der jedoch immer noch der schlechteste ist, spricht er wie Großvater Marx persönlich.

Leider sind nur die wenigsten klug genug. Es ist nicht anders als im Westen. Unterhalb einiger weniger, die die Spuren legen oder die Fährten verfolgen, sitzen Tausende, die nichts anderes tun und tun werden als auf ab-

gesunkenem Kulturgut hinter den Führern herzapaddeln. Dagegen ist an sich nicht einzuwenden. Die Welt läuft mit durchschnittlichen Rädern auf den Schienen der Mediokrität. Ansonsten bliebe sie stehen. Auch im Westen sind es nicht die Philosophen, die die Masse derjenigen stellen, die miteinander auskommen müssen und sich auseinandersetzen haben. Nur hat es diese Masse, wenn sie westwärts unter sich ist, etwas leichter, weil *anything* - bis hin zur Privatsprache - *goes* und es keine Funktionäre gibt, die mit schraubstockgleichen Sprachzangen die Welt zurechtbiegen.

Der west-östlichen Sprachkonfrontation ist leider nicht mit der amüsierten Feststellung beizukommen, daß jemand, der seinen „*approach* an Karl Mannheim festmacht“, nicht aus dem Osten, und jener, bei dem sich die „Widersprüche“ oder sogar der „Grundwiderspruch“ hier und dort „widerspiegelt“, nicht aus dem Westen stammen könne. Das ist nur solange amüsiert, wie es um nichts geht. Die Frage nach dem Appetit auf Eisbein läßt sich ohne Rückgriff auf gnoseologische Prämissen entscheiden.

Sobald aber eine theoretische Verständigung angestrebt wird, Handlungspräferenzen festgelegt werden sollen, „Zielstellungen“ (Lehnübersetzung aus dem Russischen, für westlich: „Zielsetzung“) zu diskutieren sind, generieren die verschiedenen Sprachwelten Kommunikationskonflikte. Die sind von anderer Art als jene, welche bei fremdsprachlich different sozialisierten Wissenschaftlern und solchen, die sich dafür halten, auftreten.

Denn die Schwierigkeiten sind bekannt. Folglich kommen, nach der Phase wechselseitigen Jargonverdachts, wenn guter Wille und die nötige Geduld aufgebracht werden, jene Lernprozesse in Gang, an deren Ende dann Interdisziplinarität gefeiert wird.

Im Ost/West-Fall sind die Schwierigkeiten unbekannt, unerkannt, verleugnet.

Es geht weder um *Kaderwelsch* (B. Brecht), noch um die von Orwell popularisierte *Zwiesprech-Doppelzüngigkeit*, noch um die umschreibende *Sprachverweigerung der nicht staatstragenden Autoren* (W. Thierse). Es geht um die „tückische Polysemie“ (P. v. Polenz), d.h. die Unterschiede im Wort- und Begriffsverständnis, die auf der tiefen Imprägnierung durch die marxistisch-leninistische wissenschaftliche Routine und den gesellschaftlichen Alltag beruhen. Die Polysemie hat die theoretische Sprache in einem Maße durchsetzt, daß die verschiedenen Plattformen, von denen aus gesprochen wird, auf Bohrtürmen in weit entfernten Meeren zu ruhen scheinen. Sie müssen erst gewechselt werden.

Wer auf welche zu wechseln hat, ist auf längere Sicht klar - aber was geschieht mit den heute über 18jährigen?

Altmeister Goethe ließ sich im Faust diese mephistophelische Frage in der klassischen Walpurgisnacht durch die Sphinx (!) beantworten:

Doch sagt, was soll nur aus euch werden?  
 Was für unruhige Gebärden?  
 Wo wollt ihr hin? Begebet euch fort! ...  
 Ich sehe jener Chorus dort  
 macht euch zum Wendehals. Bezwingt euch nicht  
 Geht hin!

Da die Möglichkeit zum Entweichen in Fällen des Systembruchs auf jene Eliten beschränkt ist, die auch auf der anderen Seite keine unüberwindlichen Schwierigkeiten haben, wird der Rest wohl dem „Chorus“ anheimfallen.

Die gegenwärtig überall anzutreffenden Wendehälse der neuen Begrifflichkeit sind allerdings kaum weniger unappetitlich als die der politischen Szene. Bei ihnen endet die Theorie der Verständigung in der Praxis der Pageien.

### **Gerettete Potentiale**

„An ostdeutschen Hochschulen/Universitäten wurde nicht geforscht. Universitäten dienten der Bildung, Erziehung und Ausbildung des sozialistischen Menschen. Die Forschung war nach sowjetischem Vorbild an den Akademien konzentriert.“ Ein falsches Urteil. Ein Vorurteil des Westens. Der Osten beeilte sich, es zu bestätigen. Zwar widersprachen die Universitäten, aber als Angeklagte waren sie nicht sehr glaubwürdig. Mitglieder der Akademien bekräftigten die Einschätzung, daß sie die eigentlichen Wissenschaftler gewesen seien. Die Bekräftigung war nützlich, denn sie versprach nach der Auflösung der Akademien ein Unterkommen in anderen Bereichen der Wissenschaft. Sie war außerdem eine Genugtuung. Denn mancher, der seine Weisheiten gerne gelehrt hätte, hatte vom alten Regiment zu hören bekommen, seine Ansichten seien besser in stiller Forschung aufgehoben als in der Lehre. Dem Westen war die Bestätigung des Vorurteils sehr willkommen. Denn einerseits verwandelt Bestätigung ein Vor-Urteil in Urteil. Andererseits hatte man die Akademien aus strukturellen, politischen und finanziellen Erwägungen aufgelöst. Die vielen Tausend Mitarbeiter waren so leicht nicht aufzulösen. Zwar ließ sich durch Dividieren einiges erreichen: Wissenschaftler - Nichtwissenschaftler; produktive Wissenschaftler - unproduktive Wissenschaftler; unbelastete produktive Wissenschaftler - belastete produktive Wissenschaftler. Nach jeder Teilung war der Haufen jener, über die nicht mit einem Achselzucken hinweggegangen werden konnte,

kleiner. Aber nicht klein genug. Am Ende waren immer noch Tausende übrig. Tausende, an denen nicht eigentlich etwas auszusetzen war. Sie waren - rein wissenschaftlich gesehen - ordentlich, gut, sogar sehr gut. Sie hatten sich nichts zuschulden kommen lassen. Sie waren fleißig und wollten arbeiten. Fehlten bloß die Arbeitsplätze. Denn die waren soeben beseitigt worden.

Der Westen hatte keine Arbeitsplätze. Für die vierzehn Allerbesten schon. Aber nicht für die restlichen 9.986. Wohin also mit diesen? Man hätte sie auf die Straße setzen mögen. Aber das schien nicht klug zu sein. Wissenschaftler sind keine Arbeiter. Von Arbeitern kann man erwarten, daß sie sich Arbeit suchen. Finden sie keine, ist das Pech. Darüber muß man sie mit Arbeitslosengeld und -hilfe hinwegtrösten. In der Regel funktioniert das. Wissenschaftler sind demgegenüber meist nicht bereit, Pech ohne Umstände als Pech zu sehen. Sie diskutieren. Wo das Pech herkommt? Wieso es bei jedem verschieden ausfällt? Ob es einer zu verantworten hat? Unangenehme Fragen. Unruhestiftende Fragen. Arbeitslose Wissenschaftler in großer Zahl sind ein Unruhepotential. Latente Aufrührerschicht. Dachten die aus dem Westen. Sie kannten den Osten schlecht. Hätten sie geahnt, wie eifrig die Wissenschaftler sich verbeugen würden; wie sie übereinander herfallen und sich wechselseitig bei den neuen Herren anschwärzen würden; wie sie durch harte Worte und schnelle Gesten wegzuschrecken waren, wie lästige Fliegen vom Tellerrand - hätten sie dies geahnt, sie hätten sich vielerlei Mühe nicht gemacht.

So aber gründeten sie alles mögliche. Ein Institut hier und ein Institut da. Bundesinstitute, Länderinstitute. Großforschung, Max Planck-Forschung, Fraunhofer-Forschung, Was-auch-immer-Forschung. Viele konnten untergebracht werden. Ein großer Rest blieb immer noch. Für ihn wurde das Wissenschaftler-Integrationsprogramm entworfen. Eine Idee, abgeleitet aus einem Vorurteil. Da an der Universität keine Forschung gewesen war, würde sich die Universität freuen, wenn sie ganz plötzlich viele Forscher geschenkt bekäme. Die Wissenschaftler sollten in die bestehenden Hochschulen integriert werden.

Die Universitäten freuten sich nicht. Sie wollten keine Forscher. Denn zum einen hatten sie selber welche. Sollten sie die entlassen, um Platz für die „Neuen“, womöglich nicht besseren zu machen? Zum anderen mochten sie die „Neuen“ immer noch nicht. Früher hatte man die nunmehr Neuen hinausgeekelt oder beneidet oder beides. Jetzt kamen sie zurück und begehrten die Plätze der Alten. Dabei waren sie doch selber alt und man wollte, wenn schon Neue, dann echte Neue. Am besten aus dem Westen.

Auch die Wissenschaftsminister der Länder freuten sich nicht. Sie hatten zwar nichts gegen ein Geschenk. Aber das Geschenk sollte dauerhaft sein.

Das sah hier nicht so aus. Einige Jahre nur wollte der Bund zahlen. So bis 1996 etwa. Dann sollten die Länder zahlen. Sie müßten zahlen, wenn sie die Wissenschaftler *integriert* hätten. Also integrierten sie nicht. Oder jedenfalls nur einige. Man spricht von vieren.

Eine zynische Bilanz. Gottlob gab es nicht nur das Integrations-Programm. Es gab auch die geisteswissenschaftlichen Zentren. Das war eine noch viel schickere Idee.

Nach den Teilungen und Gauckungen der heimatlosen Akademiemassen war ein Bündel Geisteswissenschaftler übriggeblieben. Nicht eben viele. Rund 150. „Peanuts“, würde ein im Geschäftsleben Stehender wohl sagen. Für die sollten Zentren gegründet werden. Um, wie man mit ostdeutscher Zunge formulierte, „Potentiale“ zu retten. Aber nicht nur deshalb. Unerwartet schien es eine Möglichkeit zu geben, etwas für die Geisteswissenschaften zu tun. Daß dies erforderlich sei, hatten prominente Geisteswissenschaftler eben erst in einem dicken Memorandum der Öffentlichkeit eindringlich angepriesen: die Einrichtung außeruniversitärer Zentren.

Über Nacht gab es beides: „Potentiale“ und die Empfehlung, die schon empfohlenen *Zentren* einzurichten. Rettung und Vision in einer Tag. Das war zuviel. Immerhin war das Memorandum in der und für die BRDa (Bundesrepublik Deutschland „alt“; siehe auch: BRDn = Bundesrepublik Deutschland „neu“) geschrieben, nicht für die BRDn. Man wollte die Zentren also selbst haben. Sie den Exkommunisten zu geben, würde die Idee beschmutzen. Sagen konnte man das allerdings so nicht. Und hätte nicht einer der Oberprominenten, jahrelang erfolgreich als Liberaler getarnt, unvorhersehbar und überraschend die Fassung verloren und in einer Großratssitzung sich durch erregte Beschimpfung und einen erstaunlich unkontrollierten Ausbruch von Aversion als kalter Kriegsheld decouviert - es wäre diese innerste Meinung vermutlich nie aufgedeckt worden.

Man hätte den krampfhaft zierlichen Eiertanz, *Zentren* einzurichten, ohne sie „Zentren“ zu nennen, damit das Denken nicht fehlgeleitet würde durch besorgniserregende Namen, vielleicht als Folge von Angst gedeutet. Angst vor einem möglichen Zentrenkönig. Vielleicht auch bloß als Abgrenzungs- und Hierarchisierungsbedarf. „Zentrum“ heißt Mitte; „Schwerpunkt“ ist Subordination.

So aber weiß man es besser. Das 20. Jahrhundert hat auch in diesem Bereich Unerhörtes hervorgebracht. Manchmal steht jetzt am Ende der Adoption die Hinrichtung. Nicht schnell allerdings und nicht auf einen Schlag. Langsam schiebt man den Brocken an den Tellerrand, bis er fast von selbst unter den Tisch fällt. Bis 1996 ist alles gesichert.

Und was wird nach 1996 sein?

Nun was wohl?

Die östlichen Zementköpfe, die man im Westen gern und zu recht die „Ewiggestrigen“ nennt, haben nach 1990 eine „Theorie“ entworfen - eine der ihnen so überaus lieben finsternen Thesen, wonach die aus dem Westen (besser noch: „gewisse Kräfte“) es darauf angelegt hätten, die „fortschrittlichen Potentiale“ mit Stumpf und Stiel auszurotten, um der bedrohlichen „Systemkonkurrenz“ für alle Zeit zu entgehen. Der liberale Westen lachte. Er sah keine Konkurrenz. Der muffige „Fortschritt“ belustigte ihn. Er konnte nicht verstehen, woher die Lust auf Ausrottung kommen sollte. Er verwies fröhlich auf die Zukunft.

In der wird ihm die Fröhlichkeit spätestens dann vergehen, wenn er versuchen wird, die Falschheit der Zementkopf-These zu beweisen.